

# Tanz- und Singwoche der Bern. Trachtenvereinigung auf dem Hasliberg

Autor(en): **Stucki, H.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **31 (1941)**

Heft 42

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-649063>

## **Nutzungsbedingungen**

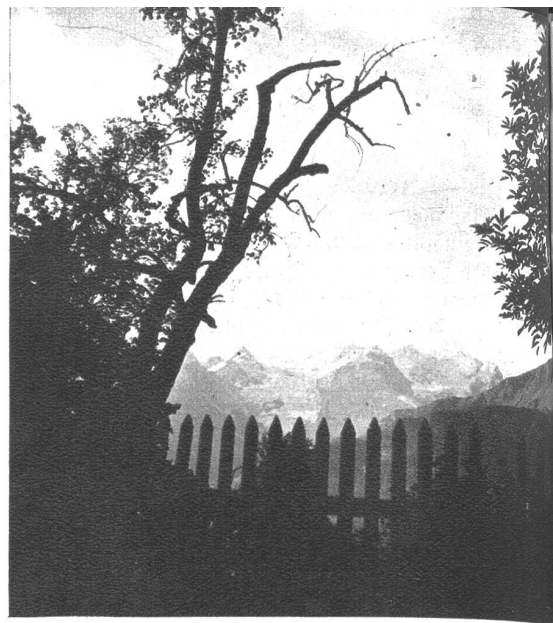
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Fleissig werden die alten Volkstänze geübt

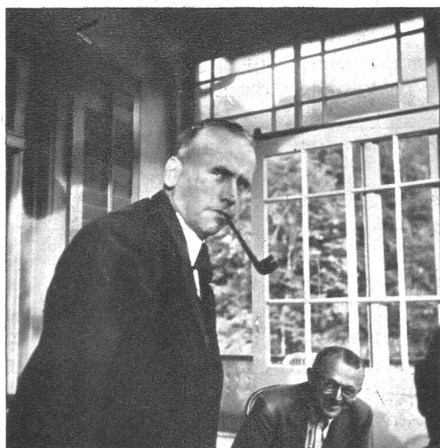


Der Hasliberg mit seiner wundervollen Aussicht bot den richtigen Rahmen zu der ganzen Veranstaltung.

## Tanz- und Singwoche der Bern. Trachtenvereinigung auf dem Hasliberg



Zwischen den Tänzen findet man Zeit zu einem Plauderstündchen.



Herr Wanzenried, Lehrer in Lützelflüh leitete in geschickter Weise die ganze Veranstaltung und unterstützte unsern Mitarbeiter entgegenkommend.



Zu den Klängen heimatlicher Musik wurde getanzt.

## Trachten, Volkstanz und Volkslied

Vor mehr als zehn Jahren ist im Kanton Bern die Trachtenvereinigung entstanden mit dem Ziele, das wertvolle Kulturgut der Trachten, des Volkstanzes und des Volksliedes vor der Verflachung und somit vor dem Untergang zu bewahren. Gegenüber dem Ansturm allzumoderner Tänze mit amerikanisch-afrikanischem Gepräge, galt es den Tanz nach heimatlicher Gestaltung wieder zu Ehren zu bringen. Wohl sind viele schweizerische Tanzweisen in unserem Lande erhalten, aber selten sind die Tanzformen noch dazu gepflegt worden. So ist hauptsächlich auf dem Tanzboden in städtischen Verhältnissen kaum mehr bekannt, wie reizvoll sich Polka, Mazurka, Walzer und Schottisch ausnehmen, und verdrängt von modernen Tanzweisen nach internationalem Guß kummerten die heimatlichen Tanzweisen und

formen im Schattendasein dahin. Ein ähnliches Schicksal schien unseren Trachten zu werden, die aus ihrer vielfarbigem und reizvollen Gestaltung aus dem Sinne der Überlieferung zu Modelleidern herabgewürdigt zu werden drohten.

Es ist nun das Verdienst der Trachtenvereinigungen, die sich aus der ganzen Schweiz zusammengeschlossen haben, dem Einbruch in die wertvollen Kulturgüter des Trachten-, Volkslieder- und Volkstanzwesens Halt zu gebieten und in intensiver Arbeit die Fahne der Überlieferung hoch zu behalten. In diesem Sinne pflegen die einzelnen Gruppen ihre dankbare Aufgabe nicht nur im Kreise der einzelnen Sektionen, sondern besammeln sich auch zu Tanz- und Singwochen, die ihnen unter kundiger Leitung immer wieder neue Anregungen bieten. h. Stucki.

## Freizeitbeschäftigung im Aktivdienst

Wir steckten mitten im Winter. Allen Soldaten sagte das Jassen oder sonstige Spielen nicht immer zu. Mit Vorliebe suchte der Stille in einer ruhigen Ecke des Kantonnements in einem Buche oder mit einer interessanten Beschäftigung sich Zerstreuung.

Viele Soldaten können trotz Dienst ihre zivile Tätigkeit nicht im Stiche lassen. So kam einer unserer Soldaten auf die Idee, seinen Beruf als Porzellanmodelleur in unterhaltendem Sinne auszuüben. Dieses Unternehmen verlangte jedoch einen ungehörten Raum, welcher bald in Form einer unbenutzten Schulhausgarderobe gefunden wurde.

Nachdem der nötige Ton aus einer nahen Lehmgrube, die unentbehrlichsten Werkzeuge von zu Hause herbeigeschafft wurden, begab sich dieser Künstler ans Werk. Bald zeigte ein Zweiter an dieser Beschäftigung ein großes Interesse, trotzdem ihm diese Arbeit fremd war.

Raum mochten die Beiden jeweils am Abend das Abtreten erwarten, um auf kürzestem Wege die Arbeit in ihrem zweckmäßig eingerichteten Atelier aufzunehmen. Während der Gelernthe die Schaffung eines Pferdekopfes plante, wurde dem Lehrling an einem einfachen Aschenbecher die Eigenschaften des Rohmaterials, wie die Anwendung der Werkzeuge, vertraut gemacht. Sein unaufhaltsames Streben trug am Gelingen eines formschönen, einteiligen Kerzenhalters viel bei.

Bald wartete auf dem Arbeitsplatz des Modelleurs ein naturgetreuer Pferdekopf auf seine letzte Ausarbeitung.

In ungefähr 25 Stunden Arbeit entstand aus den Händen des Lehrlings ein dreiteiliger Kerzenhalter, der mit Recht von seinem Meister als befriedigender Lehrabschluss taxiert wurde.

So könnten viele Soldaten mit solcher oder ähnlicher Freizeitbeschäftigung ein dankbares Andenken an den Aktivdienst erwerben. Frik Joder.

## Eine Jugendschriftstellerin in unserer Zeit,

## Elisabeth Müller

Von Walter Laedrach

Als vor mehr als hundert Jahren Europa unter den Schrecken der Napoleonischen Kriege zitterte und sich nach friedlichen Zeiten sehnte, die niemals anbrechen wollten, da flüchteten sich die Dichter ins Wunderland der Poesie und fanden bei Alten und Jungen begeisterte Zuhörer, die ihnen willig dorthin folgten.

Damals schrieb Clemens Brentano die wundersame Geschichte von Gockel, Hinkel und Gackeleia; Wilhelm Hauff erzählte die Märchen vom Kleinen Muck und vom Kalifen Storch; Adelbert von Chamisso schuf für die Kinder einer befreundeten Familie die seltsame Erzählung von Peter Schlemihl, der seinen Schatten verloren hatte, und schließlich schenkten die Brüder Grimm der staunenden Welt ihre Kinder- und Hausmärchen.

Mit all diesen Märchen der Romantiker für die Kinder erlebte die Jugendschriftstellerei einen Höhepunkt und ist seither niemihr aus der Geschichte der Literatur heraus verschwunden.

Wohl mußte sie nachher andere Gebiete betreten; im nächsten 19. Jahrhundert war nicht mehr die Zeit für das Märchen, und als aus den Unruhen der Bierzigerjahre die neue Schweiz herauswuchs, schrieb Jeremias Gotthelf für die Schwei-

zkerinder, um sie von den allzu braven Geschichten Christoph von Schmid zu erlösen, seinen morgenfrischen Knaben des Tell.

Drei Jahrzehnte später trat Johanna Spyri auf und stellte in ihren „Geschichten für Kinder und solche, die Kinder lieb haben“ die Welt des Kindes dar auf eine Weise, die allgemeine Anerkennung finden mußte, und ihr „Heidi“ ist so volkstümlich geworden, daß es seither immer wieder als Taufname für Mädchen erscheint.

In der von Johanna Spyri entdeckten Welt schreiten nun Agnes Sapper mit ihrer Familie Pfäffling auf süddeutschem und Elisabeth Müller mit „Breneli“, „Christeli“ und „Theresli“ auf bernischem Boden weiter, hinauf zu einem neuen Höhepunkt in der Jugendliteratur.

Elisabeth Müller stammt aus dem Pfarrhaus von Langnau im Emmental, wo sie am 21. September 1885 geboren wurde. Ihr Vater, der Pfarrer Ernst Müller, hat sich nicht nur in ungewöhnlichem Maße gemeinnützig betätigt, er fand neben den Pflichten des Pfarramtes noch Zeit, Theaterstücke für die Volkshöhne zu schreiben; vor allem aus wertvoll jedoch ist seine große historische Arbeit „Die Geschichte der bernischen Täufer“, die ihm



1904 die Würde eines Ehrendoktors, seltenerweise nicht der Universität Bern, sondern derjenigen von Jena verdienstermaßen eintrug.

In diesem Pfarrhause, das zu einem Mittelpunkt des großen Dorfes wurde, wuchs Elisabeth mit drei Brüdern und fünf Schwestern auf und lernte dabei in ihrem großen Geschwisterkreise die Leiden und Freuden der Kinderwelt von Grund auf kennen, und um sich einmal den Kindern gänzlich widmen zu können, besuchte sie das Seminar Monbijou in Bern. Als junge Lehrerin fand sie nach kurzer Wirksamkeit in Frankreich einen Posten in der Schularbeit im Emmental, zuerst auf der abgelegenen Schöneegg hinter Sumiswald, darauf im Dorfe Lühelflüh. Der Wunsch, weitere Verhältnisse kennen zu lernen, auch größere Kinder um sich zu haben, führte sie ins bürgerliche Waisenhaus von Bern.

War bis hierher die ganze Entwicklung geradlinig gegangen, so trat nun die große Wendung ein, die grausam erscheinen mochte, die aber der jungen Lehrerin auf eine höhere Stufe verhalf: eine schwere Krankheit befiel sie und fesselte sie ein halbes Jahrzehnt an das Krankenlager und reifte sie dabei aus zur Schriftstellerin und Dichterin.

Im einsamen Krankenzimmer von Leyzin sann sie zurück an die glückliche Kindheit im Pfarrhausgarten von Langnau, und was sie dabei erblickte, verdichtete sie zu der „Familie Förster“, dem ersten Versuch der erwachenden Dichterin, in dem sie die Erlebnisse fröhlicher Jugendtage darstellt. Die Aufnahme, welche die „Familie Förster“ im Kreise der Verwandten und Freunde fand, spornte zu weiterer Arbeit an, und das „Breneli“ erschien auf manchem weißen, dem Krankenlager abgerungenen Blatt.

Ohne ihr Wissen wurde das Manuskript von ihrem Vater einem Verlage vorgelegt und erschien zur Freude der Kinder und aller, „welche sich mit ihnen freuen können“ im Kriegsjahr 1916 als Buch auf dem Weihnachtstisch, und 1918 folgte das „Theresli“, 1920, immer noch auf dem Krankenlager geschrieben, der „Christeli“.

Damit hat das Bernbiet und darüber hinaus das ganze deutsche Land ein Dreigespann bekommen, das mit Recht Aufsehen erregte. Aus dem emmentalischen Pfarrhaus traten damit Kindergestalten, wie sie ansprechender nicht geschaffen sein konnten; aus dem emmentalischen Bauern- und Tagelöhnerhaus heraus vernahm man von Kinderschicksalen, die ergreifend und spannend zugleich waren, und, da die Emmentalerluft, die um das Pfarrhaus von Langnau herum wehte, von einer gesunden Frische war, konnte es nicht ausbleiben, daß diese Gesundheit und Natürlichkeit und nicht zuletzt auch eine fröhliche Religiosität sich auch in diesen Büchern auf die erfreulichste Art widerspiegelte.

Man liest diese Bücher, groß und klein liest sie, heute so begeistert wie am Tage ihres Erscheinens und fühlt sich durch ihre gesunde und frohe Art aufgerichtet und erfrischt wie nach einem Bade.

Wer das Emmental kennen lernen will, kann es aus diesen Geschichten heraus kennen lernen, die Gotte Mädeli vom Freudenhof beispielsweise, ist eine prachtvolle Emmentalerin; und wer darüber hinaus wissen will, auf welche Art ein Pfarrhaus, der Pfarrer mit Frau und Kindern, wirken kann und soll, der sieht es aus dem „Theresli“ oder aus dem „Christeli“ auf die erfreulichste Weise.

Und wie auf Ludwig Richters Bildern neben den dargestellten Kindern die Tiere eine wichtige Rolle spielen, so treten in Elisabeth Müllers Geschichten neben den Kindern auch die Tiere in manchmal nicht nebensächlichen Rollen auf, zum Beispiel im „Theresli“ der Bär; und im Freudenhof lernen wir gar den ganzen emmentalischen Stall kennen, von Fanny, dem braunen Pferd bis hinab zum grunzenden Ferkel und bis zu den gackernden Hühnern.

Und wie lebenswahr ist alles dargestellt! Zu den Zeiten der Johanna Spyri durfte man die ungeschminkte Wahrheit noch nicht recht zeigen, Gotthelbs Naturalismus hatte sich noch nicht ausgewirkt. So wagte Johanna Spyri die Armut nicht darzustellen, wie sie wirklich ist; sie beschreibt freilich auch arme Kinder, aber deren Armut ist romantisch verklärt, sie haben kaum unter dem Hunger und noch viel weniger unter dem Regen zu leiden (in keiner Geschichte der Johanna Spyri regnet es!); aber bei Elisabeth Müller tobt der Sturm durch den Wald und rötet sich der Nachthimmel über der unheimlichen Feuersbrunst und hungert der Christeli und leidet die Mutter Egli oder der Vater Siegenthaler auf dem hoffnungslosen Krankenlager im überriechenden Stübli; das Krankenlager drückt jedoch nicht nieder durch seine Hoffnungslosigkeit, denn hier schimmert trotz allem Elend überall das Vertrauen auf Gott, der Glauben an eine bessere Zukunft durch.

Vor allem das „Theresli“ ist ein Kleinod der Jugendliteratur; und wenn sich vor hundert Jahren während den Schrecken des Krieges die Kinder in die Märchenwelt der Romantiker zurückzogen, so flüchten sie in der heutigen, nicht minder düsteren Kriegszeit unter die zuversichtlichen Dächer, unter denen Elisabeth Müllers Gestalten daheim sind.

Es konnte fast nicht anders sein, als daß diese innerlich gefunden Bücher der Verfasserin auch die körperliche Gesundheit zurückgeben mußten; jedenfalls geschah das Wunder, und nach jahrelanger Leidenszeit stand die Dichterin wieder in der Schulstube, wieder in einer neuen Umwelt.

Da keine Schulkommission eine berühmte Dichterin anstellen wollte, so öffnete sich ihr in Thun eine Privatschule; und hatte sie im Emmental die Welt der Armen und Geringeren kennen gelernt, so erkannte sie hier, daß auch die Großen der Welt ihre Kümmernisse haben, die oftmals nicht minder drückend sind als diejenigen der Armen.

Ihre erfolgreiche Arbeit an jener Privatschule öffnete ihr das Tor zum Seminar Thun, und was die junge Lehrerin ersehnt, als sie die kleine emmentalische Schule verließ, ältere Schülerinnen unterrichten zu können, das wurde ihr hier gewährt, und über ein Jahrzehnt wirkte sie hier als Erzieherin der heranwachsenden Lehrerinnen. Wie deutlich sie erkannte, was der Lehrerin nützt, ist wohl am besten ersichtlich aus einer Folge von Betrachtungen in der Schweizerischen Lehrerinnenzeitung unter dem Titel „Arbeit an der Jugend“.

Doch wie Gottfried Keller einst mit Schmerzen sah, daß der Staatschreiber dem Poeten nicht erlaubte, in der Staatskanzlei zu wohnen, so erkannte Elisabeth Müller, daß der Dichterin nicht möglich war, neben der Seminarlehrerin den Garten der Poesie zu betreten.

Und wie Keller sein Amt verließ, um ganz der Dichtung zu dienen, so mußte es auch Elisabeth Müller tun, innerlich spürend, daß sie noch mehr zu geben habe.

Borerst erscheinen aber noch einmal zwei Kinderbücher, „Die beiden B.“ (1934) und „Das Schweizerfährlein“ (1936).

„Die beiden B.“ ist ein Freundschafts- und Familienbuch und will zeigen, wie zwei Familien aus verschiedenen sozialen Verhältnissen durch die Kinder einander näher kommen und sich gegenseitig Hilfe und Trost find.

„Das Schweizerfährlein“ ist entstanden aus der Not der Zeit heraus. Eine Schweizerfamilie, die in Not und Elend aus Rußland zurückkehrt, muß wieder heimisch werden und erlebt schließlich die Schweiz als Heimat, und so ist das Buch, dessen Handlung in städtischen Verhältnissen in Bern beginnt und sich darauf im heimeligen, emmentalischen Graben fortsetzt, ein richtiges Heimatbuch geworden.

In beiden Büchern aber sucht die Verfasserin nach Wegen, wie man den von allerlei Nöten der Zeit Bedrückten, Großen und Kleinen, helfen könne.

Dann aber tritt eine neue Wendung ein: An der Arbeit bei den Seminaristinnen entwickelte sich die Volkserzieherin, die

es drängt zum Wirken an den Erwachsenen, die Aufrichtung und Trost und Leitung oft so nötig haben wie die Kinder, und aus der Jugendschriftstellerin ist die Volkschriftstellerin geworden, die Gütliches zu sagen hat.

Ihre drei letzten Werke, wahrhaft schweizerisch dadurch, daß sie nicht nur Schicksale poetisch gestalten, sondern darüber hinaus den Mitmenschen erziehen wollen, „Heilige Zyt“, „Chrüz u Chrippli“, „Friede i Huus u Härz“ wenden sich an Erwachsene.

Wenn ihre Kinderbücher letzten Endes auf den frohen Erlebnissen der Jugendzeit im Langnauer Pfarrhaus fußen, so gehen nun auch diese neuen Erzählungen gewissermaßen auf jenen Hintergrund zurück.

Wenn vor Jahren das Langnauer Pfarrerstöckerlein den Vater, den Seelsorger und Armeninspektor, auf seinen Gängen ins Tagelöhnerhäuschen, in die Armenanstalt Bärau, ins Bezirkskrankenhaus begleitete, so hat jetzt die Dichterin diese Gänge wieder aufgenommen, die sie als Mädchen oft schon allein mit einem Bilderbuch oder einem Geschenk an ein Krankenbett ausführte, und sucht Trost und Aufrichtung zu schenken an Alte und Junge, an Arme und Reiche. Wie um besser Eingang zu finden im bernischen Heim, erscheinen jetzt diese Bände nicht mehr schriftdeutsch, sondern in berndeutscher Sprache.

Der Titel ihrer letzten Erzählungen, „Friede i Huus u Härz“, ist recht eigentlich die Devise für ihr ganzes bisheriges und künftiges Lebenswerk, das den Mitmenschen den rechten Frieden in der unruhigen Welt bringen will.

Das tut sie heute von ihrem blumenumwachsenen Heim im Hümbach bei Thun aus durch ihre reiche Vortragstätigkeit in der ganzen Schweiz, sie tut es durch ihre Mitarbeit an Wartenweilers Volksbildungsbestrebungen, durch ihr Mitwirken im Vorstand des bernischen Vereins zur Verbreitung guter Schriften.

Daneben hat die Dichterin die Kinder, die ihre erste Liebe waren, nicht vergessen, und auf Weihnachten 1941 erscheint noch einmal ein schönes Kinderbüchlein, „Bäckere Leute“.

Ihrer Arbeit ist auch die äußere Anerkennung nicht verjagt geblieben; der Dank der Mitwelt zeigt sich nicht nur in Kinder- und Mutterbriefen an die Verfasserin der schönen Geschichten, sondern die Stadt Bern hat ihr auf Weihnachten 1940 einen wohlverdienten Literaturpreis verliehen, der sie anspornt zu weiterer Arbeit auf immer höherer Stufe, die der Dichterin noch viele schöne beglückende Werke gelingen lassen möge.

## Es Nabetüür im Bälpmoos

© Jugederinnerig vom Edgar Chappuis

Zur Zyt, wo wäge der Bänzinnot ds Belo wider so zu Chre chunnt, wott i nech es Beloerläbnis mit Hindernisse verzelle, wo mer vor meh als füfezwänzg Jahre einisch passiert isch. U wenn i dra z'rügg dänke, so chunnt es mer vil gspassiger vor, als dennzumal, wo-n-es a ds Läbige gangen isch.

Ch nu so deh, fa mer afen a, sünsch heißt es de wider, i heigi ächt bärnisch i Leitig.

Amene schöne Spätummertag anno dazumal bin i z'Bärn uf mys Belo ghoctet; denn es het gheiße, i müeß my lieb Ungglen Oberst, wo z'Oberhofe i syr Campagne syt Wuche schwär chrank isch gsi, ga bsueche. Wo allne mynen Ungglene isch es mer der liebcht und bescht gsi u trotz dem guldige Sunneschyn bin i mit gmischte Gfühl vom Beaumont ewäg dür d'Altstadt gäge ds Chilchsfäld beindlet; denn e so ne Chrankesuech i junge Jahre het o Hägge, me weiß nämlech nid geng ds rächte Wort z'finde.

Wo-n-i gäge Muri zue gredlet bi het d'Sunne brönnt was gisch, was hesch, u mängs Schweißtröpfli isch mer zwüschem Ehrage düre obenab griflet. Aber schön isch es gsi, prächtig schön, dür das ryche, schmucke Dorf immer wyter dür Wälder u bi herrliche Matte verby, vor fesch der Blick uf üsi Alpewält, wo glikeret het wi purs Guld.

Dennzumal sy d'Straße no nid eso vornäm asphaltiert gsi u alben einisch het mys Stahlrößli ne Hoppser u Gump gmacht, we myni Redli über-n-es chindschopfgroßes Loch purzlet sy. Macht nüt we me jung isch, we der Himmel blau lüüchtet, d'Vögel sänge u d'Wält voll Wunder isch.

Uf de Aecher hei d'Bure gwärchet u es nächts heimelig „Grieß Gott“ het tönt, daß es eim warm ums Härz worden isch.

Ds Heimberg bin i a nere Reihe junge, runde Nachthäfe verbygfahre wo me a d'Sunne zum Tröchne gstellt het. Ds Thun bet mächtig groß ds Schloß sjs mittelalterliche Wahrzeichen erhobe, u wo-n-i em See na gfahre bi, isch es ersch rächt schön worde, mit em Blick uf e Niese u ds Stockhorn. Item, Oberhofe ha-n-i bald erreicht gha u bi mit em Belo schnoubend bärguf zum Huus vo mym Ungglen, dä mi fründlech u bleich im Bett

empfange het u fesch gfreut het, my z'gseh, wi nes mer gschine het. Mer hei vo däm u jenem brichtet, vo alte Zyte, vo syr Chrankheit, wo-n-er so geduldig treit het, vo mym Brütli z'Bärn, myr Arbeit u myne Plän u uf einisch ha-n-i wider hei müesse, Bärn zue, voväge es isch scho Spätnamittag gsi.

Zum Abschied het mer der Ungglen ne Tafele Schoggola mit uf e Heimäg gäh u so bin i wider dervogsuufet, daß es nume ne so gsurret het.

Wider isch a mir ds Bärnerland mit all syr Pracht verbygfahre u der Ungglen het mi duuret, dä einisch so wild u fröhlech Kavallerieoffizier, dä wyt u breit i der Rundi geng di füürigste Gäl gritten isch u voll Läbeslust jik scho so lang still u ergäh uf sym Schmärgeslager het müesse lige, vor fesch im Fänschter der Blick uf syni heißgeliebte Bärg, aber der Tod unerbittlech im Härze. Isch me no jung, vergißt me schnäll alles Leid u so bin i dervo techlet, als hätt i gstohle. Bir Hunzikebrügg isch es mer nädich warm worde, u wo-n-i e so schöns Schilf gseh ha u fermi Binsewädel mit sydeweiche Zottlen obedrah, ha-n-i mys Belo a ne Boum gstellt u mi dra gmacht, für d'Mama u ds Brütli ne ferme Meie z'sammele. Alles isch still gsi um mi ume. Nume d'Wüggelei hei gsummet u d'Alte het gruuschet u ihri schnälle Wälle slykig Bärn zue gschickt. So bin i gstande, i Gedanke versunke u ha wytersch nid acht gäh, wohi-n-i trappe. Da, uf einisch, wi ne Blik, versinkt under mer der Bode u bevor is rächt gmerkt ha, bin i so bis über d'Bruscht im schlammige, gurgelnde Sumpfwasser drinne, i eir Hand di Bilschle für d' Mama u ds Brütli, mit em anderen Arm verzwyslet na mene Halt suechend, bis es Gschli harmhärzig syni Fingerli het la näh, so daß i mi ha chönne drachlammere. U es isch Zyt gsi, das isch sicher. Der Schilfzouber ha-n-i la falle u ruck, ruck, isch es müehsam obfig gange u het derby gurglet, daß es e Gruus gsi isch. Da bin i gstande, nid bsunders elegant u gschönd, flotisch-naß, dräckig wi-n-es Söili, aber ufgatmet ha-n-i, ja gwüß u gottlob ha-n-i zue mer gfeit, denn schön isch nid gsi, das cheut der mer gloube.